

Paranoia und Pseudospitäler in Eritrea

*Wer das Land besucht, aus dem so viele emigrieren, begegnet schönen Fassaden,
freundlichen Masken und schamloser Propaganda*

Nach dem Ende des 30-jährigen Unabhängigkeitskrieges galt Eritrea mit seiner vorbildlichen Verfassung als der beste Staat Afrikas. Heute regiert Präsident Afewerki mit eiserner Hand. Militarismus und Repression vertreiben viele Einwohner.

Patrik Wülser, Asmara

Aus einem Schützenpanzer steigt ein mageres Schaf und schaut sich um. Stahl, so weit das Auge reicht: Panzer, Kanonen und Lastwagen, haushoch aufgeschichtet. Rostiges, russisches Kriegsmaterial, erobert während des eritreischen Befreiungskampfs gegen Äthiopien. Gehütet wird das martialische Relikt von Fitsum Gebratu. «Willkommen auf dem Panzerfriedhof von Tzagarat!», ruft er aus. «Alle Panzer und Waffen, die hier aufgehäuft sind, wurden in dieses Land gebracht, um das eritreische Volk auszulöschen!» Sie seien den Äthiopiern von den Russen und teilweise von den Amerikanern geliefert worden. Jedes Mal, wenn er hier sei, erinnere er sich an Märtyrer und Freunde, die für den Befreiungskampf starben.

Freies Land, gefangene Leute

Tzagarat liegt ausserhalb der eritreischen Hauptstadt Asmara. Der Himmel ist blau und die Luft dünn. Wir befinden uns auf 2400 Metern über Meer.

Der 51-jährige Gebratu hinkt. Er hat ein Holzbein. Der Wächter der rostigen Gedenkstätte war selbst ein Befreiungskämpfer, bis ihm vor zwanzig Jahren ein äthiopisches Geschoss das rechte Bein zerfetzte. Es dauert ein Weile, bis wir mit Gebratu ins Gespräch kommen. In Eritrea spricht man ungern in Mikrofone. Journalisten sind nicht beliebt. Die eigenen hat man längst abgeschafft, die ausländischen könnten Agenten des Feindes sein. Und der Feind ist mehr oder weniger der Rest der Welt. Offene Kritik kann gefährlich sein, die Wahrheit erfährt man zwischen den Zeilen. Gebratu will den Pass sehen. «Schweizer!» Sein Gesicht hellt sich auf. «Ich habe alle Länder der Welt gern. Aber die Schweiz besonders. Es ist das zweite Eritrea. So viele unserer Landsleute leben dort. Wir sind dankbar, dass die Schweiz so gut zu ihnen schaut.» Heute Morgen habe er mit seinem Bruder in Zürich telefoniert. Eben gerade mit seinem Neffen in Genf. «Wie geht es ihnen?» «Gut!» «Was machen sie?» «Nichts!»

Aber wohin die Eritreer auch flöhen - ein richtiger Eritreer vergesse seine Heimat nie. «Unsere Verwandten in der Welt senden uns regelmässig Geld nach Hause, damit wir leben können.» Bruder und Neffe schicken der Familie von Gebratu jeden Monat 100 Franken nach Asmara. Der eritreische Staat ist bankrott. Abgewrackt wie das Kriegsmaterial, vor dem wir stehen. Auf der Bank gibt es keine Banknoten, die Post funktioniert seit einem Jahr nicht mehr, in Spitälern fehlt es an Ärzten, und die halbe Jugend ist abgehauen. Ohne die Zahlungen der Million Eritreer im Ausland wäre der Alltag in der Hauptstadt längst kollabiert, sagt ein westlicher Diplomat in Asmara. Untersuchungen gehen davon aus, dass die Überweisungen der Diaspora einen Drittel des Bruttosozialprodukts ausmachen.

Zwanzig Jahre nach der Unabhängigkeit herrscht in Eritrea Ernüchterung. Der lange Kampf

befreite das Land, aber nicht die Eritreer. In einem paranoid anmutenden Zustand der Dauermobilisation müssen alle Bürgerinnen und Bürger immer noch einen Nationaldienst von 18 Monaten bis 18 Jahren leisten. Zu einem Sold von 30 Franken pro Monat. Man verliert dabei zwar nicht mehr sein Leben, aber seine Zukunft.

«Die Leute haben hier keine Zukunft, keine Arbeit, keine richtige Ausbildung, deshalb verlassen sie das Land», sagt Gebratu. Möchte er, der für die Freiheit sein Bein verloren hat, auch in die Schweiz fliehen? Klar! Seine Arbeit sei getan, sagt er und gibt den Schweizer Pass zurück. Früher war der Panzerfriedhof ein beliebtes Ausflugsziel. Heute komme niemand mehr vorbei. Das rostige Kriegsmaterial soll verscherbelt werden. Zum Schrottpreis, an die Japaner oder an die Russen.

Spital von Weltbank finanziert

Wer eines der seltenen Journalisten-Visa ergattern kann, kommt mitten in der Nacht in Asmara an. Eritrea ist ein isoliertes Land. Direkte Flugverbindungen nach Addis Abeba, Nairobi oder Johannesburg gibt es nicht. In der Hauptstadt ist es stockdunkel. Dem Staat fehlt es an Devisen für Diesel, um genügend Strom zu produzieren. Und mit dem Ausland kommuniziert man am verlässlichsten per Satellitentelefon.

Ihr prächtiges Antlitz zeigt die Hauptstadt erst bei Tageslicht. Italienische Kolonialbauten leuchten pastellfarbig in der Morgensonne. Die katholische Kathedrale aus Backstein läutet zum Morgengebet, während von der grossen Moschee der Muezzin ruft. Eine religiöse Harmonie, die man in afrikanischen Ländern nicht mehr häufig findet. In den Strassencafés servieren Kellner Espresso, auf den Strassen verkehren Topolinos. Sich ein objektives Bild der Lage in Eritrea zu machen, ist schwer. Weder Diplomaten noch die Uno, noch das IKRK können sich frei bewegen, und schon gar nicht Journalisten.

Auf einer organisierten Tour mit staatlicher Begleitung können wir den Süden des Landes besuchen. In Barentu soll uns ein Spital gezeigt werden. Die Gesundheitsversorgung in Eritrea ist für alle unentgeltlich. Keine Selbstverständlichkeit in Afrika. Dass in Kenya Kranke in Spitälern sterben, weil sie nicht genügend Geld für die Behandlung haben, ist kein Einzelfall.

Die weitläufige Klinik in Barentu wird als Referenzspital für eine Million Leute präsentiert und wurde 1996 von der Weltbank finanziert. Es wirkt modern, aber erstaunlich ruhig.

«Am Sonntag bleiben die Leute eben zu Hause, und die Patienten sind wohl alle am Schlafen», erklärt der Chefarzt. Beneidenswerte Zustände. Muss man in Nairobi, Goma oder Lusaka ein Spital aufsuchen, verbringt man Stunden auf Korridoren, die mit Patienten und ihren Angehörigen verstopft sind. Zuerst besichtigen wir ein Labor. Moderne Geräte, teilweise noch in der Originalverpackung, aber staubbedeckt. Wann wurde dieses Labor letztmals benutzt? Bevor wir Fragen stellen können, werden wir in die Geburtsabteilung gebracht, wo drei Mütter mit ihren Säuglingen liegen. Eine Frau klagt über Schmerzen im Rücken. Der Arzt denkt laut darüber nach, ob man ein Röntgenbild oder besser gleich eine Computertomografie machen sollte. Der Journalist will sich kurz die Hände waschen. Er dreht am Hahn, kein Wasser.

«Um den Verbrauch zu reduzieren, stellen wir das Wasser jeweils für zwei Stunden ab», kommentiert ein Pfleger das Erstaunen. Während der Kollege filmt, wie der Arzt die Kinder

ausgiebig untersucht, setzen wir uns diskret ab und machen einen eigenen Rundgang durch das Spital. Alle Lavabos im ganzen Haus sind mit dickem Staub bedeckt, die meisten Siphons zerbrochen, die Latrinen unbenutzt. Auf dem Weg zu den anderen Gebäuden treffen wir auf Farud. Er ist Elektriker. «Seit sechs Monaten ist das Röntgengerät kaputt.» Er versuche es nun zu reparieren, aber es gebe weder Werkzeug noch Ersatzteile.

Weder Medizin noch Personal

Es gibt im ganzen Spital auch keine Patienten. Die Betten sind leer. Die einzige schlafende Person treffen wir im Büro mit der verstaubten Dokumentation. Es ist der Pförtner. Er erwacht und lacht. «In dieses Spital kommt doch schon lange niemand mehr.» Es fehle an Medikamenten, Geld und Personal.

Vom vermeintlichen Referenzspital in Barentu geht die Fahrt zurück nach Asmara. Dort erwartet uns der vollzählige Lehrkörper einer Grundschule. 300 Kinder in grünen Schuluniformen singen vor dem Unterricht die Nationalhymne: «Der erbarmungslose Feind wurde besiegt, die Opfer haben sich gelohnt.» Bedroht fühlt man sich vom Nachbarstaat Äthiopien noch immer. «No peace, no war», so wird der Zustand bezeichnet. Schulleiter Afewerki Negassi reinigt seine Kalaschnikow noch heute jede Woche. «Wir müssen für alles bereit sein. Wir sind von Feinden umzingelt. Äthiopien wartet nur darauf, den Zugang zum Roten Meer zurückzuerobern. Ich bin bereit zum Kampf.»

Im militarisierten Eritrea ist der Ausnahmezustand Alltag. Sich nicht mit ausländischen Journalisten zu unterhalten, gehört dazu. Der Umgang mit ihnen sei heikel, sagt Lehrer Abdelwasie Ahmed, der politische Bildung unterrichtet. Eritrea habe mit Journalisten schlechte Erfahrungen gemacht. «Es ist Aufgabe der Regierung, Journalisten, die Doppelagenten sind, zu entlarven und Leute fernzuhalten, die uns betrügen wollen.» Für Journalisten gelten restriktive Regeln. Auf der Rangliste der Medienfreiheit belegt Eritrea den letzten Platz. Das Regime verlässt sich auf seinen eigenen Medienapparat.

Nur keine Kritik

Unter dem Motto «Sending the Truth» verbreitet das eritreische Staatsfernsehen jeden Abend Verlautbarungen der Regierung oder lässt Vertreter der einzig zugelassenen Regierungspartei in langen Scheininterviews monologisieren. Einer dieser staatlichen Journalisten ist Raffaele Giuseppe. Unter Druck der Regierung fühlt er sich keineswegs.

«Jeder Reporter kennt seine Aufgabe: das Publikum zu informieren und über Fortschritte und Probleme im Land zu berichten. Wir erklären dem Publikum, wie man sein Leben angemessen und verantwortungsvoll führt.» Man praktiziere in Eritrea eben nicht freien Journalismus, sondern verantwortungsbewusste Berichterstattung. Verantwortungsbewusst gegenüber der Regierung, dem Land, der Kultur und der Bevölkerung. «Wir berichten beispielsweise über das Problem der chronischen Stromausfälle, aber wir üben keinen Druck aus. Denn sowohl die Journalisten wie das Publikum wissen bereits, dass es zu wenig Strom gibt. Selbst wenn wir kritisch darüber berichten, wird es nicht mehr Strom geben.» Die Regierungspartei, mit der Giuseppe und seine Kollegen so verantwortungsbewusst und schonungsvoll umgehen, hat ihren Sitz an der «Strasse der Märtyrer». «Der Sieg gehört dem Volk», steht in goldenen Lettern über dem Gebäudeeingang.

«Die Wahrheit wird siegen»

Wir haben einen Termin beim ersten Berater des Präsidenten. Imane Ghebreab, de facto

Vizepräsident Eritreas, empfängt uns in einem bescheidenen Büro. Der Mann nennt sich weder Exzellenz noch Sir, sondern schlicht Imane.

«Warum ist es so schwierig, ein Pressevisum für Eritrea zu bekommen?» «Das ist doch nicht wahr! Wir hatten in der Vergangenheit aber immer wieder Probleme mit Journalisten, die mit Vorurteilen zu uns kamen und nicht korrekt berichtet haben. Aber unser Motto lautet: Kommt und seht! Wer korrekt berichten will, ist willkommen.» Tatsache ist, dass nur handverlesene Medienvertreter die Einreise nach Eritrea schaffen. Wer kritisch berichtet - in den Augen des Regimes: nicht korrekt -, ist nicht mehr willkommen.

Zweite Frage: «Auffallend ist, dass die meisten Eritreer sich durchaus regierungskritisch äussern, aber beim Anblick eines Mikrofons nur noch regierungsfreundliche Textbausteine rezitieren. Vor was haben sie Angst?» «Ich wüsste nicht, weshalb jemand Angst haben sollte, mit Journalisten zu sprechen. Sie sprechen auch mit mir, obwohl ich in der Regierung bin. Niemand wird für seine Meinung belangt.» Vertrauenswürdige Gesprächspartner in Eritrea versichern, dass eine kritische Aussage gegenüber ausländischen Journalisten Stellenverlust, Gefängnis oder Schlimmeres bedeuten kann. Weshalb hat die Regierung so Angst vor der freien Meinungsäusserung? Immerhin singen Eritreas Schüler jeden Morgen «Die Wahrheit wird immer siegen» . . .

«Was heisst schon Medienfreiheit? Die Leute haben freien Zugang zum Internet. Keine Website ist gesperrt. An jeder Ecke der Stadt gibt es Internet-Cafés. Also ich sehe kein Problem.» In diesem Punkt hat der Mann recht. In Eritrea ist tatsächlich keine Website blockiert. Das ist auch nicht nötig. Im grössten Teil des Landes gibt es gar kein Internet, und in der Hauptstadt kann das Verschicken einer E-Mail zwei bis drei Stunden beanspruchen. Eine Zensur ist überflüssig, die marode Infrastruktur erledigt die Aufgabe von selbst.

Patrik Wülser, Afrikakorrespondent des Schweizer Radios (SRF) in Nairobi, besuchte Eritrea mit einem Reporter des Schweizer Fernsehens im Frühling 2015.